

»Die Pause ist zu Ende, Schluss mit der Kompradorenbourgeoisie«, verkündete Damien, während sein Bruder drohend einen Stuhl hob. Sanza fixierte die beiden Brüder. Seine linke Hand zitterte. Er hatte nicht wenig Lust, sie zu Brei zu schlagen. Weil er aber wusste, dass er wenig Aussicht auf Erfolg hatte, sammelte er seinen Kram zusammen — einen leeren Schulranzen, zwei Hosen, eine Strickjacke —, warf ihnen einen letzten grimmigen Blick zu und trat aus der Tür.

Sanza in einer Nacht ohne Fusel

Lubumbashi hatte kein Moos angesetzt. Wie früher, als die Bevölkerung beim Angelusläuten ins Stadtzentrum strömte, um sich als Kammerdiener, Ammen, Köche, Boys, Gärtner, Mechaniker, Maurer oder Laufburschen bei den Belgiern, Franzosen oder Amerikanern zu verdingen, und es am Ende des Tages wieder verließ, da sonst Gefängnis oder Prügel drohten, stiefelten die Einwohner von Kamalondo jeden gottgegebenen Tag über die Gleise, die die Vorstadt (oder das, was davon übrig war) und das Zentrum voneinander trennten, und beeilten sich, vor Anbruch der Dunkelheit ins traute Heim zurückzukehren — in Ermangelung einer fahrtüchtigen Karre, einer Fahrkarte oder aus Angst vor den kolossalen Staus. Alles konzentrierte sich auf die Altstadt. Taxifahrer, Büroangestellte, Händler, Schüler, Banker, Arbeitslose, Diebe — in der Vorstadt gab es nicht viel zu klauen, und außerdem machte es sich nicht gut, vom eigenen Nachbarn erwischt zu werden — kamen in Hochstimmung von der Arbeit. Die Scheinwerfer der Schrottkarren durchlöcherten den nicht elektrifizierten Himmel wie ein Feuerwerk. Auch Hühner, Schweine, Ziegen rannten in ihre Bettchen — einige Bewohner hielten Tiere. War es die Sehnsucht nach dem Landleben? Oder Geschäftssinn? Vielleicht beides. Also rannten auch die Tiere. Ausgelaugt von Sonne, Müdigkeit, Schlamm und Staub, dämmerten sie schon vor sich hin, träge und erholungsbedürftig, weil sie, die Rüssel stets in Alarmbereitschaft, den ganzen Tag draußen gewesen waren, sich vergnügt, gejagt, gedöst, im Müll gewühlt und — im Fall der Hunde und anderer Caniden — für nichts und wieder nichts gebellt hatten. Der Staub — der Fluss oder der Schlamm in Zeiten der Sintflut — mischte sich mit der pechschwarzen Nacht. Hupen in der afrikanischen Nacht. Hupen. Und wieder Hupen, das mit Gelächter, sarkastischen Bemerkungen oder Grimassen beantwortet wurde.

»Wie war der Tag?«

»Na ja, Zaire halt.«

»Und wie geht's der Kleinen? Isst sie schon Brei?«

»Gut sehen Sie aus!«

»Eine schöne Schmonzette ...«

»Die Zairer, wie man sie kennt und liebt!«

Die Leute winkten, erkundigten sich nach dem Zustand des Landes und grüßten einander.

Gedankenverloren stieg der junge Mann über die Gleise — den Massen entgegen, die sich wunderten, dass der Junge so spät noch in die umgekehrte Richtung lief —, trat auf die Avenue des Usines, ließ das Krankenhaus Jason Sendwe links liegen, ging am Marché Central vorbei und bog in die Avenue du Marechal Mobutu ein.

»Die Sache ist gebongt, ich schlafe vor der Post!«, überlegte der Junge.

Die Nacht hatte die ganze Provinz fest im Griff. Das Stadtzentrum war wie ausgestorben. Seine Bewohner verschanzt in ihren Behausungen wie in den alten Zeiten der Kolonie.

Alle Kinder, die von zu Hause ausrissen, exilierten sich erst einmal ins Zentrum, bis sie einen Beruf fanden — Schuhputzer, Taschendieb, Tellerwäscher in billigen Restaurants, Detektiv für betrogene Ehemänner und vernachlässigte Frauen, Docker im Hauptbahnhof, fliegender Händler für Säckchen, Sandalen und westafrikanische Secondhand-Boubous, Diamba-Raucher, Hilfsmechaniker, öffentlicher Schläfer —, in den ersten Zug nach Mbuji-Mayi stiegen oder in einer Mine als Taucher oder Schürfer anheuerteten.

Weil er den Weg nicht kannte, stolperte Sanza orientierungslos durch die Gassen. Er dachte sogar daran, umzukehren und klein beizugeben. Beim Gedanken an seine Eltern, die ihn wegen seiner monatelangen Abwesenheit fortjagen, vermöbeln oder schlimmer ausschimpfen würden als je zuvor, blieb er lieber an der frischen Luft — »Was soll ich zu Hause?«, versuchte er sich selbst zu überzeugen. »Meine Freiheit und meine Rechte lasse ich mir nicht nehmen.«

Als sich die Madonna noch in Angola aufhielt, war es Balsam für die Seele, Zairer zu sein

Die Madonna hatte zu einer langen Schmährede angesetzt (Lunda Norte von heute Nachmittag, heute Morgen oder auch heute Abend ist nicht mehr die wunderbare Provinz, als die wir Zairerinnen und Zairer sie kennengelernt haben, als wir gleich nach der Unabhängigkeit nach Angola kamen. Sie ist für immer im Schmieröl der Geschichte untergegangen und lässt sich nicht mehr blicken. Einen Rettungsanker gibt es nicht. Meine Brüder, uns stehen Jahrhunderte des Mangels, des Elends und des Unglücks bevor), als man ein Knarren hörte. Vor der Tür stand ein abgerissener junger Kerl, der so hässlich war, dass es schon auf zwei Kilometer Entfernung zu sehen war. Die ursprüngliche Farbe seiner Kleidung ließ sich nur erahnen. In seiner linken Hand trug er einen Koffer, der sich nicht schließen ließ und in dem sich Unterwäsche, zwei Hosen, Socken und eine Schere befanden. Der Jugendliche blinzelte, als würde er zum ersten Mal im Leben die Augen öffnen. Obwohl er völlig erschöpft war von der Corta Marta, einem Schleichweg, den die Schürfer und sonstigen Händler von oder nach Zaire benutzten, schien er fasziniert von dem Schauspiel, das sich ihm bot. Auf seinen spektakulären Ritten auf den Güterzügen, seinen Spritztouren durch die verwinkelten Straßen der Vergnügungsviertel von Kinshasa und seinen Besuchen in der Unterwelt der Provinz Kasai hatte der Junge von dieser sagenumwobenen Frau gehört, aber als ewiger Zweifler hatte er ihre Wundertaten unterschätzt.

Tshiamuena, die ihn im Eifer des Gefechts gar nicht bemerkt hatte, beschwor mit ihrer tiefen, schmachtenden Klagestimme — mit Schreien garniert — immer noch das Schlaraffenland:

»Das Angola von damals, das Angola der Diamanten, die nie versiegen, das Angola des Glücks, wo es vor Klunkern nur so

wimmelte, wo man sie sogar im Müll finden konnte, von wo die wenigen kühnen Zairer, die es wagten, ihre Nase in das Wespennest zu stecken, bis in die vierte Generation gesegnet zurückkehrten. Das war ganz zu Beginn des Krieges, als die Angolaner sich untereinander bekämpften und keine Zeit hatten, sich um ihre Klunker zu kümmern, und wir die Pioniere auf der Jagd nach angolanischen Diamanten waren. Das Angola, dem wir nach der Flucht der Portugiesen so nahegekommen waren, wird es nie mehr geben. Heute, und da wisst ihr mehr als jeder Hellseher, boykottiert die Erde uns mit ihren Diamanten und, was noch schlimmer ist, steigt die Zahl der Anwärter auf Reichtum beträchtlich, sodass man sich fragt, wer überhaupt noch in Zaire bleibt, wenn die gesamte Jugend Lunda Norte überschwemmt ... Ach Angola, wenn du uns in deinen Krallen hältst!«

Der Junge nahm seinen Mut zusammen.

»Ich bin auf der Suche nach Tshiamuena«, stammelte er ohne vorzutreten.

Niemand aus der erlauchten Versammlung beachtete ihn. Das Geschwätz der Madonna war wie guter Wein. Zuerst wirst du fröhlich, wenn du ihn trinkst, dann reißt er dir den Boden unter den Füßen weg. Tshiamuena schrie sich heiser, und die Zairer und Zairerinnen (und ein paar handverlesene angolanische Staatsbürger) stimmten in die Beschwörungen mit ein. Sie berauschten sich daran.

Der Junge brach auf dem Boden zusammen. Die Schürfer waren so gebannt, dass keiner von ihnen es bemerkte, sich ärgerte, verblüfft aufschrie oder ihm zu Hilfe eilte. Sekunden, Minuten, Stunden verstrichen, bis Tshiamuena während einer ihrer Geschichten den Kopf hob und den leblosen Körper erblickte. Sie schrie:

»Da habt ihr das Angola von heute. Jemand ringt mit dem Tod, und ihr verschränkt die Arme!«

Wut, Trauer oder Erstaunen. Auf das Gebrüll der First Lady folgte ein allgemeines Durcheinander. Alle kamen näher und stürzten sich auf den Körper. Der eine wollte Erste Hilfe leisten, der andere Zweite, der Nächste lauthals den lieben Gott anflehen oder die Dämonen der Krankheit, der Unfälle und des Todes austreiben — »Geister der Finsternis, verlasst diesen Körper; ich befehle euch im Namen Jesu Christi, verschwindet!« —, damit der Junge wieder zu atmen